

KLEINE RUNDSCHAU

Ein neues Dantebuch

„Je n'ai à proposer aucun système particulier. J'apporte les sentiments d'un vieil habitué de Dante et de l'Italie. Je suis ce qu'on appelait autrefois un „lecteur“, avec quelque teinture de ce qui faisait la culture de l'honnête homme“. Diese elegante Diktion im Vorwort von Louis Gillet's Dante-Buch*) mutet umso sympathischer an, als sie viel zu bescheiden ist. Wenn sich Gillet, Mitglied der Französischen Akademie, „lecteur“ nennt, so weiss er, dass das Lesen eine Kunst ist, die, wie so vieles der heutigen Zeit, verloren gegangen ist. Zu verschwinden droht auch jene Art von Schriftsteller, die Gillet repräsentiert — der Gelehrte von Welt. Louis Gillet ist auch bei uns bekannt durch seine Forschungen über das Mittelalter und besonders durch sein Werk über die französischen Kathedralen. Im Dante-Buch tritt uns die dem französischen Schrifttum eigentümliche Mischung von Studierstubenluft und gesellschaftlicher Atmosphäre in anmutiger Form entgegen. Es ist keine wissenschaftlich trockene und schwer verdauliche Speise, die uns dargeboten wird. Nicht dass die Wissenschaftlichkeit fehlte, sie ist ebenso diskret vorhanden wie das persönliche Urteil des Verfassers, und zwar in gleichem Masse klar und eindeutig. Daneben werden kleine Reminiszenzen und Anekdoten eingeflochten. Als die Rede auf die heute noch lebendige Volkstümlichkeit des grossen Florentiners kommt, erinnert er sich eines Dichterabends bei einer Komtesse in der Romagna. Die Gastgeberin liess die Dienstboten rufen, damit niemand im Hause die Rezitation aus dem Paradiso versäume. Oder träumerisch denkt er an einen Abend auf der Terrasse von Trinità dei Monti. Die Glocken von Rom läuteten das Ave Maria, der Mond hob sich empor und eine junge Italienerin begann mit leiser Stimme in sublimen Danteversen zu sprechen:

...Già era l'ora che volge il disio
E che il novo peregrin d'amore
Punge se ode squilla di lontano
Che paia il giorno pianger che si more...

Das Buch, das gar nicht den Anspruch erhebt den Danteforschern neue Wege zu weisen, wird jedem, auch wenn er sich in der Divina Comedia gut auskennt, manche Züge aufhellen. Es ist wohl kein Zufall, dass uns jetzt von einem Franzosen eine Arbeit über den grossen Dichter Italiens geschenkt worden ist, denn „vielleicht haben die Erschütterungen der letzten sieben Jahre uns den Geist Dantes näher gebracht als ein Jahrhundert Philologie“, wie Karl Vossler letztes Jahr schrieb. — Unaufdringlich und die Lesbarkeit keineswegs einschränkend oder den Leser ermüdend, werden die Thesen der verschiedenen Dantekommentatoren

*) Louis Gillet, Dante. Flammarion, Paris 1941.

erwähnt und beurteilt. Als Fussnoten sind die zitierten Stellen aus dem Werk Dantes angeführt, wie eine leise Aufforderung zum Nachschlagen, zum Auffrischen, was zum ungezwungenen und ungetrübten Genuss wird. Durch die Fäden, die der Autor zu den Nachbarländern spannt, wird die Erzählung grosszügig gestaltet. Gillet scheint in den Literaturen aller umliegenden Nationen gleich gut zu Hause zu sein wie in derjenigen seines Vaterlandes.

Dante und sein Werk, diese unzertrennliche Einheit, die aber auch werden musste, wird uns in ihrer Formung und ihrem Zwiespalt, ihrer Wucht und ihrer tiefen Menschlichkeit gezeigt. Die vier Standpunkte der Danteforschung: der moralische, der klassisch-ästhetische, der romantische und der religiöse — haben nach Vossler alle etwas Richtiges. Den Zusammenhang kann man allein aus dem Menschen Dante sehen. Gillet verurteilt jene sehr einseitigen Abstraktionen wie etwa z. B. jene des P. Mandonnet, der in Beatrice nur die Theologie sehen will. „La vie de Dante n'est que l'histoire d'un livre“, schreibt Gillet.

Die ersten zwei Kapitel geben uns die Atmosphäre von Florenz zur Zeit des jungen Dante und feine Bemerkungen über die Vita Nuova. Gillet legt besonderes Gewicht auf die einsame Jugend des Dichters, dessen ganzes Denken sich dann auf das reizende Köpfchen eines kleinen Mädchens konzentriert hat. Der Abschnitt über Dante und den Islam mag für Viele neue Sichten schaffen, wenn sie nicht die These von Miguel Asin Palacios kennen, die Gillet kurz zusammenfasst und bejaht: „Toute l'architecture du poème de Dante se trouve déjà au complet dans les poètes et les mystiques de l'Islam. Cette machine n'a rien de personnel à Dante. Il l'a trouvée toute montée.“ Aber die architektonische Form spielt nicht die grösste Rolle, betont Gillet doch immer wieder, die Konstruktion, die intellektuelle und numerische Ordnung der Gesänge gehörten nicht zum ursprünglichen élan, das Wichtigste seien die „rythmes de la vie d'un homme, le spectacle de ses passions, tout le tableau mouvant de son être intérieur. C'est ce rythme sentimentale qu'est la véritable étoffe, la matière du poème“.

Als Franzose untersucht der Verfasser auch in einem besonderen Kapitel des Dichters Verhältnis zu Frankreich. Dante hat dieses Land gehasst, das damals blühte und wuchs, das sein grosses Jahrhundert lebte unter Ludwig dem Heiligen, er hat es gehasst solange er lebte, obwohl seine erste Bildung französisch war, obwohl er französisch sprach. Gillet gibt sich grosse Mühe diesen Hass begreiflich zu machen, er denkt sich in die Lage des Enttäuschten, der, geboren im Jahre der Schlacht zu Benevent, den Zusammenbruch der kaiserlichen Armeen, den Tod Manfreds, den Konradins, als Kind schon miterleben muss; der sieht, wie Florenz von Karl von Valois, dem Bruder Philipps des Schönen, unterworfen wird; der erfährt, dass die Folge Verbannung ist, der all sein Unglück Frankreich zu verdanken hat — „la France lui semblait le mauvais génie de l'Europe“. — Aber Italien, die Heimat Dantes, das Land, das er über alles liebte, dessen Einheit ihm vielleicht als Erstem

vorschwebte, muss noch viel härtere Worte vernehmen. Wir sind fast überrascht, wenn wir im letzten Teil des Buches die Zusammenfassung lesen, in der Dantes wilde Leidenschaft und liebende Strenge gegenüber Italien zutage tritt.

Durch das Exil wurde er geradezu zum Kosmopoliten. Die Divina Comedia wird einmal als „guide de l'Italie“ bezeichnet, ihre pittoreske Geographie sakral betrachtet: „l'homme est à la fois le fils des étoiles et de la terre“. Bei jedem Namen, dessen sich Dante erinnert und den er niederschreibt, wird sein Zorn von neuem lebendig, Italien ist verurteilt, es ist die „terra prava“, „C'est un fagot d'épines, une Italie de rage, de crime et de vitriol.“ Den letzten Pfeil seines Hasses hat er für Florenz aufgespart, mitten in den Seligkeiten des Himmels überfällt ihn sein Schmerz, im Paradies, im vorletzten Gesang lesen wir:

Io, che al divino da l'umano

A l'eterno dal tempo era venuto,

E di Fiorenza in popol giusto e sano...

Dante hat seinem Land eine Sprache gegeben und ein Buch; die Schöpfung der Sprache, die als Vaterland verstanden wird, als „geistiger Raum der Nation“ nach dem Worte Hofmannsthals, ist seine ausserordentliche Tat. Bei ihm ist aber auch die Poesie „consubstancielle au verbe“ und darum ist sie nicht übersetzbar.

Ruth Kneubühler

William Rappard als Historiker Genfs

Man hat seit dem letzten Jahr in unserem Lande sehr viel von Rappard gesprochen; von seiner Mission bei Wilson im Dienst der Landesversorgung, von seiner vielfältigen Tätigkeit im Rahmen des Völkerbundes, wie überhaupt von seiner ‚dynamischen Vielseitigkeit‘, als Diplomat, Finanzexperte, Leiter der Ecole de Hautes Etudes Internationales, als politischer Schriftsteller in zwei Sprachen usw. Es ist vielleicht an der Zeit darauf hinzuweisen, dass Professor Rappard vor allem ein Wissenschaftler ist, ein Archivforscher und Historiker ersten Ranges.

Rappards in seiner Gesamtheit viel zu wenig bekanntes Werk ist teils schweizerischen wirtschaftlichen Forschungen, teils allgemeiner Nachkriegsgeschichte (zuletzt ‚The crisis of democracy‘ 1938, ‚The quest for peace‘ 1940) und vor allem der schweizerischen Verfassungsgeschichte — L'Individu et l'Etat, 1936, bleibt sein bedeutendstes Werk — gewidmet. Bei dieser scheinbaren Zersplitterung besitzt Rappards Werk ein gedankliches Zentrum: die Probleme der Entstehung und Krise der modernen Demokratie, ihre Beziehung zu ihrem Bundesgenossen und späteren Gegenspieler — der Staatsallmacht. Es geht um das Verhältnis des immer höher wuchernden Staates zum Einzelnen, wie andererseits zu überstaatlichen, föderativen Gebilden. Durch die Analogie: souveräne Staaten — Völkerbund und souveräne Kantone — moderne Eidgenossenschaft war der Zusammenhang zwischen den verschiedenen Forschungsfeldern zwanglos hergestellt, die sich in der historischen und politischen Untersuchung wechselseitig befruchteten. Ferner gehört die Rolle einer, oft zahlen-